

Schwarze Perlen.

Minimalkoman von August Weigl.

(4. Fortsetzung.)

„Ja, allerdings“, antwortete die Baronin und sentte die Augen. „Sie waren doch die ganze Zeit über in der Bibliothek, nicht wahr, Frau Baronin?“

„Die ganze Zeit? Ja, natürlich! Das heißt, ich sagte Ihnen schon, daß ich ein paarmal in den Garten hinausstrahlte, um frische Luft zu schöpfen“, sagte sie ungeduldig hinzu.

„Könnte diejenige Person, die den Sargma einwandert hat?“ — Baron Franz, der nun das Wort an den Kommissar richtete, vermißte den Ausdruck Dieb — „nicht durch das Fenster eingedrungen sein?“

„An diese Möglichkeit habe ich auch schon gedacht“, antwortete der Kommissar, „um so mehr, da das Zimmer im Parterre liegt und das Fenster offen stand. Vielleicht finden wir Anzeichen für diese Vermutung. Bitte, Herr Baron, veranlassen Sie, daß eine Laterne gebracht wird, die Lampe würde draußen zu sehr flackern.“

Johann brachte eine Laterne und die ganze Gesellschaft, der Polizeikommissar an der Spitze, trat in den Garten hinaus.

Wurmser überflog mit raschem Blick die nächste Umgebung und maß mit den Augen die Entfernung, die zwischen dem Schloß und dem kleinen Föhrenbäumchen hinter Hand lag.

Doktor Wurmser hat die Gesellschaft, zurückzuführen, damit ausschließliche Spuren nicht verwischt würden.

Vor den Fenstern des Boudoirs hockte sich der Kommissar nieder und studierte eifrig den Boden. Endlich stand er auf und fragte den Baron, der vom Fenster aus neugierig zusah:

„Haben Sie jemand im Hause, der Sporen trägt?“

Bevor dieser antworten konnte, klapperte der Oberleutnant die Abjage zusammen und rief:

„Wie Sie hören, befindet sich gleich hier einer!“

Der Kommissar schüttelte den Kopf. „Ihre Sporen, Herr Oberleutnant, liegen hier ganz leicht erkennen. Schmale, zarte Fuge —“

„Dann schon fürs Kompliment!“

„Und dazu langhaltige Sporen. Um diese Sporenspuren handelt es sich nicht. Irrendem grober, plumper Schuh muß dazugehört sein.“

„Und der Mann mit den groben, plumpen Füßen trug Sporen?“

„Ja, ganz bestimmt.“

Der Baron überlegte.

„Meine zwei Keitnische tragen Sporen, aber Sie wissen ja, die gewiss angehängten, die doch über dem Absatz sitzen, und es ist auch nicht anzunehmen, daß die Leute —“

„Nein, auch um die kann es sich nicht handeln. Das Sporenbild wäre nicht so deutlich abgedrückt, wenn die Sporen nicht tief unten an dem Absatz angebracht wären.“

„Dann kann es nur mein Bursch gewesen sein“, sagte der Oberleutnant.

Der Kommissar nickte befriedigt.

„Ja, ja, große Kommissarhiesel und tief angelegte Sporen.“

Nun zeigte auch Baron Franz plötzlich reges Interesse an der Angelegenheit. Er bog sich weit aus dem Fenster und spähte scharf nach dem von Johans Laterne und dem elektrischen Taschenapparat hell beleuchteten Fied.

„Was ist denn der Kerl da zu tun gehabt?“ — entfuhr es unwillkürlich den Lippen des Oberleutnants.

Der Kommissar lächelte eigentümlich, ging einige Schritte den Fenstern entlang und prüfte dabei den Boden. Das Resultat dieser Prüfung schien ihm sehr zufriedenstellend. Er nickte ein paarmal vor sich hin und der grübende Ausdruck verschwand aus seinem Gesicht. Dann antwortete er:

„Sagen Sie, diese plumpen Sporen führen weiter und daneben her trippeln ganz kleine Stiefelchen. Ihr Bursch, Herr Oberleutnant, scheint also hier in weiblicher Begleitung, in weiblicher Begleitung, betone ich, Sporengänger zu sein. Es würde mich sehr interessieren, zu erfahren, wer diese weibliche Person gewesen ist.“

„Mir scheint, Sie haben durch die Auffindung der Fußspuren einen großen Schritt zur Klärung dieser unangenehmen Angelegenheit gemacht“, wandte sich Franz Rodenstein nun an Wurmser. „Ich zweifle nicht mehr, daß wir auf dem richtigen Wege sind.“

„So optimistisch bin ich leider nicht“, meinte der Kommissar.

Dem Oberleutnant war es etwas peinlich, daß sein Bursch in diese Affäre hineingezogen wurde.

Nicht etwa, weil er fürchtete, daß dieser den Schmutz entweiden hätte. Er war von der Ehrlichkeit des braven Thomas, der bei ihm schon das zweite Jahriente, vollkommen überzeugt.

„Wohl aber dachte der Oberleutnant in diesem Augenblick daran, daß bei dem nun bestimmend folgenden Verhör der Bursch irgend etwas auszusagen könnte, woraus auf das Rendezvous bei der Linde geschlossen werden konnte.“

„Wünschen Sie, daß ich meinen Burschen holen lasse?“

„Ich möchte darum bitten, Herr Oberleutnant.“

Auf einen Wink entfernte sich Johann und kehrte nach wenigen Minuten mit der Nachricht zurück, daß der Bursch nicht auf seinem Zimmer sei.

Ein Ruf des Erstaunens entfuhr den Lippen des Kommissars.

Nicht auf seinem Zimmer? Jetzt, mitten in der Nacht! Haben Sie ihn wohin geschickt, Herr Oberleutnant?“

„Keine Spur! Er muß sich halt irgendwo herumtreiben. Mein Gott, er ist jung. Vielleicht ist er ins Dorf hinunter und sitzt im Wirtshaus.“

„Kommt das öfter bei ihm vor?“ fragte der Kommissar wieder.

„Nein. Er ist ein furchtbar solider Kerl, der den ganzen Tag zu Hause hockt.“

„Nun, dann ist es jedenfalls auffällig, daß er gerade heute nicht in seinem Zimmer ist.“

„Ich muß gestehen, mich wundert's auch! Aber ich glaube, daß sich die Sache gewiß recht harmlos aufklären wird“, bemerkte Baron Walden.

Der Kommissar hatte inzwischen den Boden weiter untersucht und festgestellt, daß die Fußspuren des Offiziersburschen sowie des ihn begleitenden Mädchens längs des Hauses hin und her führten, so daß man annehmen konnte, das Paar sei längere Zeit vor dem Hause spazieren gegangen.

Endlich ging Doktor Wurmser ins Bibliothekszimmer zurück.

„Also, Herr Doktor, Sie werden wohl für heute Ihre Nachforschungen abbrechen, nicht wahr?“ fragte der alte Freiherr, der sich trotz der Aufregung etwas abgepannt fühlte und die gewohnte Nachtruhe schmerzlich vermisse.

„Ja, ich denke, es ist ziemlich spät, ich möchte nicht stören“, antwortete Doktor Wurmser. Er sah auf die Uhr und zögerte.

„Allerdings hätte ich noch einiges in Ordnung zu bringen.“

„Und das wäre?“ fragte der Hausherr.

„Vor allem müßte man mir doch den Burschen des Herrn Oberleutnant — übrigens, Herr Baron, nicht wahr, Sie geben mir vollkommen freie Hand?“

„Ja, ja, bitte, gewiß!“

„Dann bitte ich einen Augenblick um Entschuldigung.“

Der Kommissar schritt zur Tür, an der Johann stand, und sagte ihm leise:

„Gehen Sie in den Hof. Beim Tor stehen zwei meiner Leute. Sie sollen sofort herüberkommen.“

Zwei junge Männer erschienen.

„Sie, Brandtner“, sagte Doktor Wurmser zu einem von ihnen, „der Bediente wird Sie in das Zimmer eines Burschen führen. Dort nehmen Sie sofort eine Untersuchung der Proprietäten vor. Uno Sie, Raimund, durchsuchen einmal den Park, ob Sie nicht einen Offiziersburschen finden.“

„Wie sieht er aus?“ fragte der Polizeigent.

Oberleutnant Baron Walden antwortete anstatt des Kommissars: „Er ist ein ziemlich schlanker Mann, jung natürlich, zwanzig beiläufig hat einen kleinen schwarzen Schnurrbart, kurz geschorenes Haar und trägt — ja, das weiß ich eigentlich im Augenblick nicht — er hat sowohl eine Livree als auch eine Uniform. Da ich von seiner Unschuld vollkommen überzeugt bin, nehme ich an, daß er die Uniform trägt.“

Der Kommissar schien anderer Meinung zu sein und sagte:

„Bitte, Herr Oberleutnant, beschreiben Sie für alle Fälle auch die Livree. Wenn der Bursch etwas auf dem Gewissen hat, so wird er gewiß nicht die Uniform tragen, sondern er wird sie verstecken und das Weiße suchen.“

„Soviel ich weiß, hat Thomas —“

„Ah, Ihr Bursch heißt Thomas! Und mit dem Zunamen?“

„Thomas Rohweger.“

„Wie, Rohweger?“ fragte die Baronin erstaunt.

„Ja, Baronin“, entgegnete der Oberleutnant. „Warum legt Sie der Name in Erfahrung?“

„Staunen ist wohl nicht das richtige Wort. Es wundert mich nur... Ah, jetzt wird sich ja die ganze Sache auflären. Ist Ihr Bursch aus Debenburg, Herr Oberleutnant?“

„Ja freilich, von dort rekrutiert sich ja mein Regiment.“

„Dachte ich mir's doch gleich! Also, Herr Doktor, mein Stubenmädchen, die Milli, heißt auch Rohweger und ist aus Debenburg“, sagte die Baronin zum Kommissar.

„Was folgern Sie daraus?“

„Nun, daß die beiden wahrscheinlich verwandt sind. Da er und sie tagsüber beschäftigt waren, hatten sie vermutlich am Abend eine Zusammenkunft, um sich gegenseitig von der Heimat zu erzählen.“

„Ja, ja, das kann schon sein“, meinte der Kommissar.

Der Baron, der dieser Diskussion aufmerksam gefolgt war, trat an den Doktor heran und sagte:

„Herr Doktor, vergehen Sie, ich bin kein Kriminalist, aber ein alter Soldat und mehr fürs Draufschlagen als fürs Plauschen. Glauben Sie nicht, daß es einfacher wäre, wir zi-

lieren die Milli her, dann werden wir ja hören, wie die Sache steht.“

„Herr Baron, ich hätte das längst getan, wenn ich nicht wegen der späten Stunde —“

„Na, jetzt, eine Stunde mehr oder weniger, darauf kommt's ja nicht an!“

Johann wurde beauftragt, Milli zu holen.

Er kam nach wenigen Minuten ziemlich aufgeregt zurück und meldete: „Bitte, sie ist nicht da!“

Der Kommissar war von der Nachricht nicht sehr überrascht; er schien sie erwartet zu haben.

„Der Teufel! Das ganze Haus scheint ja heute nacht auf dem Kopf gestellt zu sein!“ rief der alte Baron.

„Nun ist die Sache klar“, erklärte die scharfe Stimme Franz Rodensteins.

Doktor Wurmser lächelte befriedigt. „Nun, Baronin“, wandte er sich an Mary, „halten Sie Ihre harmlose Auslegung noch immer aufrecht?“

„Ich kann gar nichts sagen“, erwiderte Mary und wechselte einen Blick mit dem Oberleutnant. „Es spricht alles gegen meine Hypothese. Aber daß das Mädchen den Schmutz genommen hat, glaube ich trotzdem nicht. Und wenn sich auch taufend Verdachtsmomente gegen sie ergeben.“

Doktor Wurmser wandte sich wieder an den Agenten Raimund.

„Also, eine Personbeschreibung des Burschen haben Sie ja. Wenn Sie nach ihm suchen, so schauen Sie auch gleich nach dieser Milli aus, die ja nicht weit von ihm zu finden sein wird.“ — „Herr Baron“, richtete Wurmser dann an den Hausherrn das Wort, „wenn es nicht große Unannehmlichkeiten verursacht, bitte ich, mir einige Ihrer Leute zu einer Streifung durch den Park zur Verfügung zu stellen.“

„Wenn es durchaus sein muß — man kann sie ja aufwecken lassen. Vielleicht ist es gar nicht nötig. Vielleicht kennen auch die im Park herum“, narrierte der alte Herr grimmig.

Inzwischen kam Brandtner zurück. „Haben Sie was gefunden?“

„Gar nichts. Der Bursch muß die Uniform getragen haben, denn sie fehlt.“

„Die Uniform?“ fragte Doktor Wurmser enttäuscht.

„Ja. Die Livree liegt in seinem Zimmer.“

„Sehen Sie, ich habe recht behalten“, triumphierte Walden. „Ich kenne doch meinen Thomas! Der ist zu so was zu ehrlich — und viel zu dumm“, fügte er lachend hinzu.

Die beiden Agenten und Johann verließen das Zimmer. Sie wurden zu den Stallungen geführt, wo Johann rasch einige Wäpfer weckte. Und dann begann die Streifung durch den Park.

„Herr Baron“, wandte sich Doktor Wurmser an den Hausherrn, „wenn Sie gestatten, werde ich jetzt eine Durchsuchung der Zimmer vornehmen, und zwar mit dem Ihnen beizugehen, damit Sie nicht länger in Ihrer Nachtruhe gestört werden.“

„Wenn Sie es für notwendig halten, bitte.“

„Wenn die Herrschaften so freundlich sind, begleiten Sie mich“, ersuchte Doktor Wurmser die kleine Gesellschaft in höflichem Ton, denn es war ihm darum zu tun, daß sich keine der vier Personen entfernte, bevor er deren Zimmer durchsucht hatte.

Die Durchsuchung ging rascher vor sich, als man bei der Größe des Schlosses hätte annehmen können.

Eine ganze Reihe von Zimmern war ja abgeperert. Im ersten Stockwerk standen nur vier offen. Der große Speiseraum mit der Terrasse, ein Rauchzimmer, das Arbeitszimmer und Schlafzimmer des Barons.

Nachdem Doktor Wurmser diese Zimmer durchsucht hatte, verabschiedete er sich von dem alten Herrn, der trotz aller Strammheit schon einige Müdigkeit verspürte.

„Ich habe selbstverständlich den Auftrag gegeben, Herr Doktor, für Sie ein Fremdenzimmer zu öffnen. Auch für Ihre beiden Agenten ist bereits gesorgt worden.“

„Sehr liebenswürdig, Herr Baron.“

„Also, auf Wiedersehen morgen beim Frühstück. Hoffentlich können Sie mit dann schon etwas mitteilen. Wenn Sie irgendeinen Wunsch haben, bitte ihn nur meiner Tochter gegenüber zu äußern.“

„Vorläufig habe ich nur einen Wunsch: Wenn Sie Ihres Kammerdieners nicht mehr bedürfen, bitte ich, ihn zu mir zu schicken, da ich ihn noch um einige Details fragen möchte.“

„In einer Viertelstunde ist er unten!“ antwortete der Baron und zog sich mit einer artigen Verbeugung in sein Schlafzimmer zurück.

Der Morgen graute schon, als sich der Kommissar von der Baronin verabschiedete und sein Zimmer aufsuchte.

VII.

Zeitig am nächsten Morgen verließ Mary das Haus. Sie trug ein knapp anliegendes Kostüm aus grauem Sommerstoff, dessen kurzes Röckchen mit Perlmutterknöpfen geschlossen war. Lange dänische Handschuhe und ein Strohhut mit schwarzem Band, auf dem verhältnismäßig die Toilette.

Die Aufregungen der vergangenen Nacht spiegelten sich deutlich in ihrem

Antlitz. Es war blaß, und dunkle Ringe zogen sich unter den Augen hin.

Lori war zwar etwas erstaunt, ihre Herrin so früh fortgehen zu sehen, unterdrückte aber eine Frage, da sie die Verflüchtigung Marys erkannte.

„Wenn nach mir gefragt wird, Lori“, gab die Baronin beim Abschied den Auftrag, „so sag' meinem Vater, daß ich noch vormittags zurückkomme. Ich muß in der Stadt dringende Besorgungen erledigen.“

Die Baronin bestieg den Wagen, der an der Freitreppe vorgefahren war, ließ sich die Wagenbede sorgfältig über die Anie breiten, dann die Handtasche reichen, die ihr Lori nachgetragen hatte, und fuhr davon.

Es war ein wunderschöner Sommermorgen, der trotz der frühen Stunde schon die Schwüle ahnen ließ, die der Tag bringen mußte. Solange der Weg durch die dichte Allee führte, wo die alten Bäume schützend ihre Zweige vor die Sonnenstrahlen spannten, ging es noch an, aber auf der staubigen Landstraße lauerte die Hitze.

Mary lehnte im Fond des Wagens mit fast geschlossenen Augen. In ihren Mienen zeigte sich deutlich, daß ihre Gedanken anderswo weilten.

„Küß die Hand! Guten Morgen, Baronin!“ wurde sie plötzlich aufgeschreckt.

Ein Reiter, der ebenfalls vom Schlosse kam, sprengte heran. Oberleutnant Baron Walden hielt sein Pferd neben dem Wagen und salutierte höflich.

Sein hübsches Gesicht strahlte vor Entzücken, die geliebte Frau hier unverhofft zu sehen. Aber er wagte es nicht, seiner Freude Ausdruck zu geben, da Kutscher und Diener jedes Wort hören konnten.

„Schon so früh auf, Baronin? Wohin des Weges?“ fragte er förmlich.

Auch Mary durfte nichts merken lassen. Sie nickte Leo nur mit einem müden Lächeln zu. Ihre blauen Wangen überzog ein rosiges Schimmer, aus ihren dunklen Augen trat ein heiserer Blick.

„Ich muß in die Stadt!“ sagte sie. „Bei der Hitze? Ja, was haben Sie denn um Gottes willen so Dringendes zu tun?“

„Alles mögliche. Besorgungen für den Ball noch —“

„Ah, ich verstehe, Toiletetachen, nicht wahr?“

„Nicht nur solche“, antwortete die Baronin ernst. „Ich habe auch sonstige Angelegenheiten zu ordnen, wichtige, bei meinem Abdoten.“

„Puh! Das klingt ernst!“ lachte der Oberleutnant.

„Ernstler als Sie glauben!“ bemerkte die Baronin.

„Hat man den Dieb schon?“ fragte der Oberleutnant.

„Den Dieb?“ wiederholte Mary fragend, als ob sie sich erst befinden müßte. „Ah ja... ich weiß nicht. Ich habe noch niemand gesprochen. Ein unbehagliches Gefühl übrigens, so das Haus voll fremder Leute zu wissen, die ihre Nase in alles stecken. Sie haben keine Vorstellung, in welcher Aufregung ich mich gestern befand, als mein Zimmer durchsucht wurde. Diese halbe Stunde liegt mir noch jetzt in allen Gliedern. Wie leicht hätte man Briefe finden können, die ich versteckt habe... Ueberhaupt der gestrige Tag! Wenn sie bei mir meinen Zettel gefunden hätten!“

„Stüßte Mary.“

„Der liegt hier verwahrt!“ antwortete der Baron und deutete auf seine Brust.

Fürzlich hing ihr Blick an der schlanken, eleganten Gestalt des geliebten Mannes.

Wie ritterlich sah er aus, wie jung und doch so männlich ernst! Ah, wie sie ihn liebte!

So gelangte sie auf die Reichsstraße hinaus, auf der es derart staubte, daß Reiter und Wagen von einer dichten Staubwolke umhüllt wurden.

„Lieber Herr Oberleutnant, das halt' ich nicht aus!“ sagte die Baronin kühn. „Mittag sehen wir uns wieder!“

„Sie bleiben nur so kurz in der Stadt?“ fragte er angenehm überrascht.

„Ja, ich hoffe, bis Mittag wieder zurück zu sein. Schon deshalb, weil mich der langweilige Kommissar wieder austragen will.“

„Also ich küß die Hand, Baronin! Auf Wiedersehen!“

Der Oberleutnant setzte über den Straßengraben und galoppierte einen Felsweg hinein, der die große Biegung der Reichsstraße abschneidete und direkt auf den Rennplatz nach Kollingbrunn führte.

Sie blidte ihm nach, solange sie es unauffällig tun konnte.

Dann lehnte sie sich müde in die Polster zurück und versank in Gedanken.

Der Eszug brachte Mary nach Wien. Vom Südbahnhof fuhr sie direkt in die Bräunerstraße zu ihrem Abdoten Doktor Friedrich Hoffmann.

Zwischen diesem und der Baronin bestand ein ungewöhnlich vertrauliches Verhältnis. Er hatte sie schon als Kind aus den Anien gewiegt, hatte mit dem kleinen Mädchen die ersten Puppenstagen geteilt und war ihr

als Frau wie ein Vater beigegeben.

Doktor Hoffmann streckte der Baronin beide Hände entgegen und begrüßte sie mit den Worten:

„Was führt Sie zu mir, liebes Kind, in so früher Stunde?“

„Sie haben doch meinen Brief erhalten, lieber Doktor, nicht wahr? Verschiedene Umstände haben meinen Entschluß beschleunigt. Ich brauche Ihren Rat.“

„Den sollen Sie von ganzem Herzen haben.“

Mary lehnte sich in den Fauteuil zurück, wie um sich zu sammeln, dann begann sie:

„Sie wissen, daß ich dadurch, daß ich Witwe geworden, wieder in ein Abhängigkeitsverhältnis zu meinem Vater getreten bin.“

„Ich weiß, das heißt, nur in perfunctärer Beziehung“, bemerkte der Abdotat.

„Auch sonst, da ich in meinem Hause lebe. Seine starke Persönlichkeit beherrscht die ganze Umgebung.“

„Ich kenne Ihren Vater!“

„Mein Vater ist ja gewiß ein herzensguter Mensch“, fuhr Mary fort, „und ich habe nicht den geringsten Anlaß, mich zu beklagen, aber — ich bin doch schließlich erwachsen, bin seit Jahren gewöhnt, selbständig zu entscheiden und muß mich jetzt natürlich oft seinen Ansichten und Wünschen fügen. Solange es sich um Kleinigkeiten handelt oder um Dinge, die wenn sie mich auch ein Opfer kosten, für ihn zuträglich sind, gebe ich widerspruchslos auf seine Intentionen ein. Dort aber, wo eine wichtige Angelegenheit in Frage steht, eine Angelegenheit, die vielleicht über meine ganze Zukunft entscheidet, wenn es sich um mein Lebensglück handelt — ja, ich betone: um mein Lebensglück — kann ich nicht mehr die georgsame Tochter allein sein.“

„Also, um so eine Angelegenheit handelt es sich jetzt?“ fragte der Abdotat.

„Ja, entgegnete Mary zögernd. Sie schaute einen Augenblick, dann sagte sie entschlossen: „Ich beabsichtige mich wieder zu vermählen.“

„Ah, jetzt versteh' ich! Nachdem Sie den Interessentkonflikt andeuten, so haben Sie jedenfalls Ihre Wahl schon getroffen. Ich wünsche aufrichtig, daß Ihnen Ihre zweite Ehe all das Glück bringt, das Sie verdienen, liebes Kind.“

Mary drückte die Hand des Freundes.

„Ich habe mein Herz sprechen lassen und bin glücklich“, sagte Mary leise. „Lassen Sie mich den Namen dieses Mannes noch verschweigen. Es handelt sich ja übrigens auch zunächst um etwas Andres.“

„Um was, bitte? Informieren Sie mich genau, wenn ich Ihnen mit meinem Rat beistehen soll“, ermahnte Doktor Hoffmann.

„Natürlich. Mit Ihnen will ich ganz aufrichtig sprechen“, antwortete die junge Frau. „Ich weiß nur nicht, wo ich anfangen soll. Vor allem: Kennen Sie meinen Vetter Franz Rodenstein?“

„Er war erst kürzlich bei mir in der Kanzlei.“

„Hier bei Ihnen war er? Erkundigte er sich vielleicht nach meinen Vermögensverhältnissen?“

„Baron —“ entschuldigte sich der Abdotat — „aber das darf ich Ihnen nicht sagen. Sie werden bald wissen, Baronin, daß ich als Anwalt distinkt sein muß.“

„Ja, ja. Also, da Sie den Franz Rodenstein persönlich kennen, ist die Sache etwas erleichtert: Baron Rodenstein, der sich nie um mich kümmerte, weder als ich Mädchen war, noch später, als ich mich verheiratete, hat sich heuer im Frühjahr plötzlich in auffälliger Weise an uns herangedrängt, hat es verstanden, meinen sonst sehr reservierten Vater so sehr für sich zu gewinnen, daß er ihn sogar hinaus ins Schloß einlud, und belästigt mich seit Wochen mit Heiratsanträgen.“

„Wie verhalten Sie sich dazu, Baronin?“

„Ablehnend! Selbstverständlich, sonst hätte ich ja nicht von „Belästigung“ gesprochen. Nichts auf der Welt könnte mich bewegen, ihm meine Hand zu reichen, auch wenn ich keinen andern Mann liebe. Dessen ungeachtet habe ich seinen Antrag zwar abgelehnt, aber in einer Form, die für einen Mann weder verlegend ist, noch ihn zur vollständigen Einstellung seiner Bemühungen zwingt.“

„War das klug von Ihnen, Baronin?“

„Ja, sehen Sie, lieber Doktor, es ist wirklich nicht Koterie. Mein Verhalten war von dem Wunsch bestimmt, mit meinem Vater nicht in einen Zwiespalt zu geraten und meinen Cousin nicht zu erbittern.“

„Gut, die Sachlage ist also die: Baron Franz will Sie heiraten. Ihr Vater beschwört dies, und Sie sind auf dem Standpunkt, nein zu sagen, weil Sie einen andern lieben. Nicht wahr, so ist es?“

„Ja, lieber Doktor, so ist es. Jetzt begreifen Sie also meine Lage.“

Der Abdotat ergriß die Hand Marys und sagte in väterlichem Tone:

„Mein liebes Kind, mißdeuten Sie mich nicht, ich will absolut keine indiskrete Frage an Sie richten. Sie kenne, doch aus einem bestimmten

Grunde hierher. Alles, was Sie mir gesagt haben, kann ich doch nur als eine Fälschung auffassen. Es handelt sich also um den Mann, auf den Ihre Wahl gefallen ist?“

„Richt so ganz, Herr Doktor“, antwortete Mary und nickte.

Der alte Herr schüttelte sein weißes Haupt: „Wahrhaftig, liebe Baronin, ich erkenne Sie nicht wieder! Sie haben eine merkwürdige Art heute... Sonst greifen Sie zu und sagen klar heraus, was Sie wollen, und heute reden Sie so herum. Was haben Sie denn eigentlich?“

„Kummer, lieber Doktor, viel Kummer! Gott, ich wäre ja glücklich, wenn ich mich jemand anvertrauen könnte, aber — die Sache — ist so — kompliziert — und so verworren — und so — also, hören Sie mich an! Ich will es versuchen.“

Mary lehnte sich in ihrem Fauteuil zurück, griff nach der Stirn, als wollte sie ihre Gedanken sammeln, und sagte: „Der Mann, den ich liebe, ist arm. Das wäre kein Hindernis, denn ich wäre bereit, die beschwerliche Erbschaft mit ihm zu teilen. Aber er ist nicht nur arm, sondern — verheiratet.“

Doktor Hoffmann nickte mit einem leisen Lächeln um die Lippen, wie in Bestätigung einer Nachricht, die er zu hören erwartet hatte.

„Ich habe vor einigen Tagen versucht, mit meinem Vater ohne Nennung des Namens jenes Mannes ins reize zu kommen. Mein Vater erklärte mir, daß er die Hand von mir zurück ziehe, falls ich einen Mann heiraten würde, der verheiratet und mittellos ist.“

„Begrifflich“, bemerkte der Doktor, „nach den Erfahrungen, die er mit Landtag gemacht —“

„Nun wissen Sie ja, Doktor, daß ich vollständig von meinem Vater abhängig. Heirate ich gegen seinen Willen“, fuhr Mary fort, „so gibt er mir keinen Heller Mitgift. Um also meinen Willen durchzusetzen, was in diesen Fällen gleichbedeutend mit Erreichung meines Lebensziels, mit Sicherung meines Lebensglückes ist —“

„Ist es notwendig“, ergänzte der Abdotat, „daß ich zum alten Herrn hinausfahre, ihm förmlich die Wahrheit beibringe und meinen ganzen Einfluß aufbiete, ihn für Ihre Idee zu gewinnen, nicht wahr?“

Die junge Frau biß die Zähne aufeinander.

„Nein!“ sagte sie kurz. „Diese Bemühungen wären vergeblich.“

„So wissen Sie einen andern Weg, der zum Ziele führt?“

„Ja, ich werde Ihnen den Namen meines Bräutigams nennen. Sie werden die Liebeshörigkeit haben, ganz unauffällig in Erfahrung zu bringen, wie hoch seine Schulden sind, und werden ein Arrangement mit den Gläubigern einleiten.“

Der Abdotat sah ernst zu der jungen Frau auf.

„Ja, Baronin“, fragte er ruhig, „haben Sie eine Ahnung, wie hoch diese Schulden beläufig sein könnten?“

Mary zögerte einen Augenblick. Dann antwortete sie: „Ich glaube, 160,000 Kronen.“

Der Abdotat fuhr überrascht auf. „160,000 Kronen?“ wiederholte er. „Bereichen Sie, wie soll denn die Summe aufgebracht werden, wenn es zur Räumung käme?“

„Es handelt sich vorläufig nur um Vorarbeiten. Es besteht die Möglichkeit, daß Sonntagabend das Geld zu Ihrer Verfügung steht. Sollte es Sonntagabend nicht in Ihren Händen sein, so erhalten Sie es im Verlaufe der nächsten Woche.“

„Von wem, bitte?“ fragte der Abdotat.